

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 3

Artikel: Das Kriegsgeschehen 1940 und wir : der Kommandant des Basler Auszugsregimentes äussert sich zur militärischen Lage
Autor: Frey, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

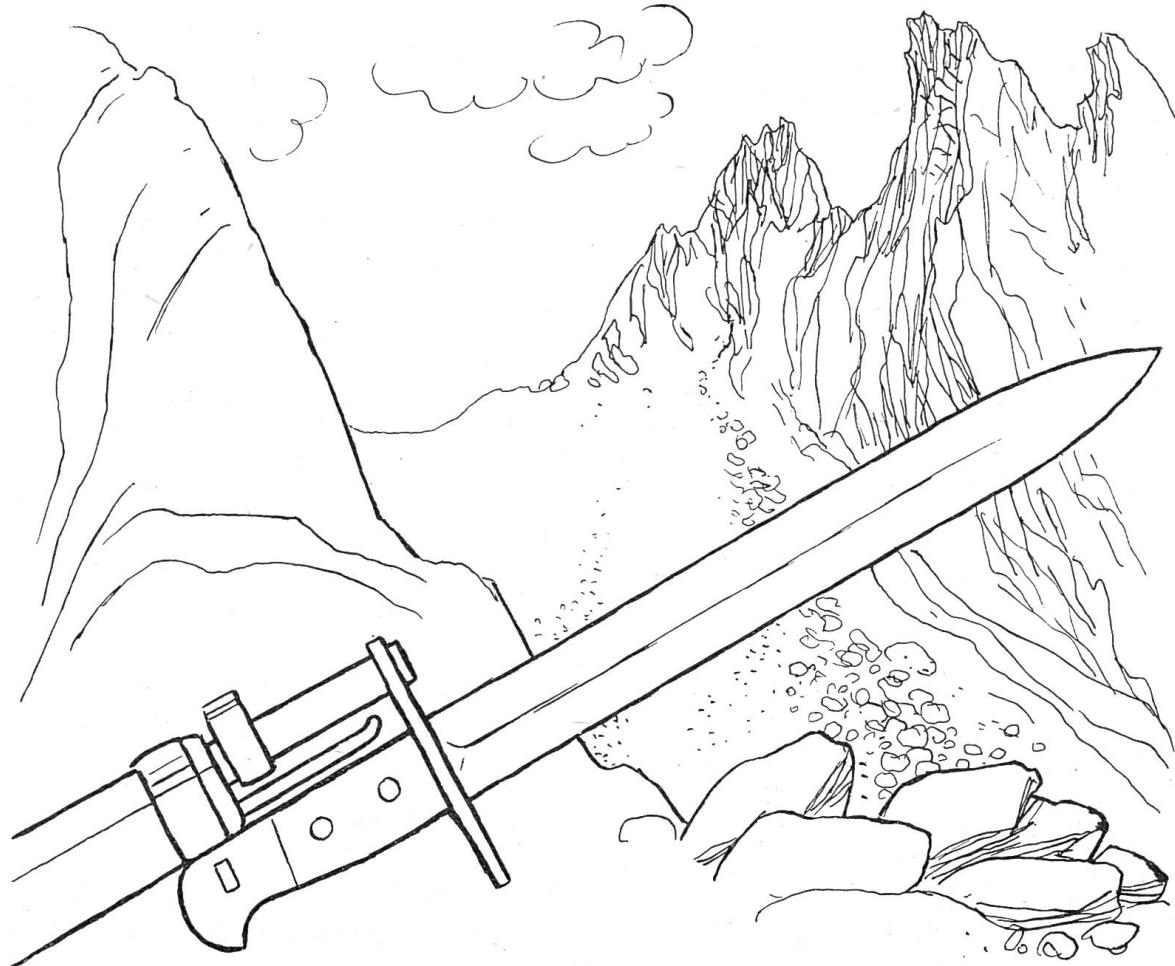
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Kriegsgeschehen 1940 und wir

Der Kommandant des Basler Auszugsregimentes äussert sich zur militärischen Lage

Von Oberst Oskar Frey

Illustration von H. Tomamichel

Vor dem Zusammenbruch Frankreichs

Als 1939 der zweite grosse Krieg dieses Jahrhunderts offen ausbrach, reagierte unser Staatwesen sofort mit der entschlossenen Tat, der totalen Mobilmachung und

der Einführung einer Reihe von Massnahmen, die im Zug der militärischen und wirtschaftlichen Bereitschaft lagen. Wie reagierten wir selbst, das heisst wie reagierte die Masse des Volkes in seiner Seele und in seiner Haltung?

Wohl bangte dieser und jener um sein eigenes Geschick oder um dasjenige des Landes. Es ist aber festzustellen, dass die Grundstimmung eine solche des Vertrauens und der Zuversicht war. Es herrschte im grossen und ganzen ein Gefühl der Sicherheit.

Der rasche Verlauf des Feldzuges in Polen vermochte allerdings diesen oder jenen in seiner Zuversicht etwas schwankend zu machen. Der Masseneinsatz von Panzerkräften, die Wucht des Eingreifens der Flugwaffe machten nachdenklich. Die Grundstimmung, das Gefühl relativer Sicherheit jedoch blieb unverändert. Sie resultierte einerseits auf *realen* Grundlagen, aus dem Vertrauen in die eigene Kraft, ferner aus der Überlegung, dass wir sofort, falls die eine Kriegspartei unsere Neutralität verletzen sollte, auf die Unterstützung der andern Partei rechnen könnten, da diese schon in ihrem eigenen Interesse zur Hilfe bereit sein würde.

Das Gefühl relativer Sicherheit war jedoch anderseits auch begründet auf Faktoren, die *trägerisch* waren. Der Krieg im Osten lag fernab, die Abwehrkraft des Westwalls auf deutscher, der Maginotlinie auf französischer Seite wurde als so gross eingeschätzt, dass man in breiten Massen eine Aktion, die ihre Wellen an unsere Landesgrenzen schlagen lasse, werde sie nun von dieser oder jener Seite ausgelöst, als hoffnungsloses Unterfangen und damit als unwahrscheinlich ansprach. Man sprach und schrieb vom «seltsamsten aller Kriege» — nach den äussern Erscheinungen nicht mit Unrecht. Je länger der Zustand eines Krieges dauerte, in dem die aus den Flugzeugen abgeworfenen Bomben nur aus Paketen von Flugblättern bestanden, in dem beidseits des Rheins in Gewehr- und Kanonenschussweite vom Feinde offen patrouilliert und geschanzt wurde, ohne dass tatsächlich ein Schuss fiel, desto mehr breitete sich das Gefühl der Sicherheit aus. Man glaubte vielfach schon nicht mehr daran, dass der Krieg in der Nähe unseres Landes jemals aufflammen, geschweige denn unser Land selbst ergreifen würde.

Um so schärfer war die Reaktion, als dann im Frühjahr und Sommer 1940 in rascher Folge Dänemark und Norwegen, die baltischen Randstaaten, die Staaten am Niederrhein, zuletzt Rumänien in den Strudel des Krieges oder min-

destens der kalten Annexion hineingerissen wurden und als mit wuchtigen Schlägen die deutschen Armeen von *Westen* kommend an unserer Juragrenze eintrafen.

Wer zu Neujahr 1940 geglaubt hatte, der Krieg habe in bezug auf die Zahl der beteiligten Staaten seinen Höhepunkt erreicht, merkte, dass er von falschen Voraussetzungen ausgegangen war. Aus seiner Ruhe war aufgeschreckt derjenige, welcher in falscher Einschätzung der Dinge sich darauf verlassen hatte, dass die Aktionen des aktiven Krieges fernab von unserm Territorium erfolgen würden.

Der rasche Verlauf des Feldzuges im Norden Frankreichs, dann durch dieses ganze Land hindurch, liess viele Leute fast in einen Zustand der Lähmung versinken. Allzu viele glaubten an die Unwiderstehlichkeit gegenüber den Methoden des modernen Krieges, gegen die moderne sogenannte Kriegsmaschine, gegen die Übermacht einer grossen Militärmacht. Das Gefühl der eigenen Kraft, das Selbstvertrauen, die Zuversicht in die eigene Sicherheit wurden zu Begriffen, die nicht überall, aber doch weit herum bei allzu vielen verlorengingen.

Seither ist allerdings bei vielen wieder eine gewisse Beruhigung eingetreten. Es ist aber unverkennbar, dass da und dort noch Residuen des nicht restlosen Selbstvertrauens vorhanden sind. Zweck meiner Ausführungen ist es nun, zu untersuchen, ob diese Beunruhigung da, wo sie noch vorhanden ist, ihre Berechtigung hat; ferner will ich untersuchen, ob diese Beunruhigung, selbst wenn sie aus materieller Überlegung heraus eine theoretische Berechtigung haben sollte, geduldet werden dürfte.

Zugegeben ist zunächst, dass unsere Lage, operativ gesehen, anders geworden ist. Konnten wir noch vor einem halben Jahr mit der aktiven Hilfe des Gegners derjenigen der beiden Kriegsparteien rechnen, welche unsere Neutralität verletzen sollte, so fällt diese nun aus, denn unser Gebiet ist nun vollständig umschlossen von Ländern, in denen nur noch eine der

beiden Parteien militärische Macht ausübt. Wir stehen also, falls wir im jetzigen Stadium des Krieges in diesen hineingezogen werden sollten, allein da und können uns nur auf uns selbst verlassen. Unsere Lage hat sich also, äusserlich gesehen, nicht zu unsrern Gunsten verändert. Diese Verschiebung ist aber für denjenigen, der sich auf die wahre und eindeutige militärische Mission der Schweiz besinnt, bei weitem nicht so gross und namentlich ist sie *nicht entscheidend*, wie dies äusserlich der Fall zu sein scheint.

Hüterin der Alpenpässe

Die Mission der Schweiz war bis 1940 im Grunde nie etwas anderes, als Hüterin zu sein der Alpenpässe und der Alpendurchsticke im Herzen Europas. Diesem Gedanken und dieser Idee verdankt die Eidgenossenschaft ihr Entstehen. Aus dieser Idee heraus erfolgte der Aufstieg der Schweiz nach den ersten Kämpfen um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert. Dieser Gegebenheit verdankt die Schweiz ferner ihr Beharrungsvermögen auch über die Zeit hinaus, in der einzelne Aussenpositionen südlich der Alpen, westlich des Juras und nördlich und östlich des Rheins in der Folge verloren gingen. Dieser Gegebenheit, zusammen mit dem Willen und der Fähigkeit, diese Mission zu erfüllen, verdankt die Eidgenossenschaft, dass sie 1914/18 nicht angegriffen wurde.

An dieser Lage hat sich, wenn man den Dingen auf den Grund geht, nichts geändert. Wer sich einen Tag Zeit nimmt und, an einem Berghang sitzend, den Strom der Güter betrachtet, der tagtäglich auf den Schienensträngen von Lötschberg, Simplon und Gotthard im Austausch durch unser Land hindurch rollt, der begreift und versteht das. Er versteht es ganz, wenn er sich vorstellt, was es zu bedeuten hätte, wenn dieser Strom wegen kriegerischer Aktionen und wegen der durch diese ausgelösten und durch uns bewusst gewollten Zerstörungen nicht nur auf Wochen und Monate, sondern für viel längere Zeit, unterbrochen würde.

In dieser Gegebenheit liegt unsere Stärke, dies so lange, aber auch nur so lange, als wir die Kraft aufbringen, unsere Mission zu erfüllen. Wohl hat uns die Änderung unserer Lage gezwungen, das Schwerpunktunserer Verteidigung mehr auf die innern Positionen zu verlegen.. Das mag schmerzlich sein für diesen oder jenen Kantonesen. Das Schicksal der Kantone hängt aber vom Schicksal des Landes ab, und für dieses Schicksal ist nicht entscheidend, wo die grossen Verkehrswwege durch unser Land unterbrochen werden, sondern einzig, dass sie durch einen Krieg unterbrochen und unbenützbar werden, und dies für lange Zeit. Nehmen Sie die Gotthardlinie. Über diese, und damit über die Schweiz verfügt für den internationalen Durchgang letzten Endes nicht der, welcher in Basel, Olten, Luzern oder Göschenen steht, sondern nur derjenige, welcher den genannten unersetzblichen Verkehrsweg in seiner ganzen Ausdehnung besitzt, und zwar betriebsfähig besitzt.

Wenn wir unsere Lage so betrachten, so erkennen wir, dass die eingetretenen Änderungen, so weit es sich um unsere operative Lage und unsere Aufgabe handelt, nichts Entscheidendes geändert haben. Wir wurden, wie auf vielen andern Gebieten, gezwungen, uns auf uns selbst zu besinnen, das Wesentliche zu erkennen und uns nach diesem zu richten, und das ist vielleicht, auf allen Gebieten, nur von gutem. Wir werden dadurch erzogen, mit Realitäten zu rechnen und uns auf uns selbst zu besinnen, statt Dinge in Rechnung zu stellen, die ausserhalb unserer Macht liegen. Es besteht also aus den genannten Gründen, vom Gesichtspunkt der Verschiebung der Machtverhältnisse aus gesehen, keinerlei Grund, das Vertrauen nicht zu bewahren. Unsere Mission hat sich nicht geändert. Sie ist eng umschrieben und in ihrem Kernstück unberührt. Alle diejenigen, welche behaupten wollten, wegen der — wenn man so sagen will' — geographischen Verschiebung sei unsere Lage bis zum Unerträglichen erschwert, übertreiben nicht nur,

sondern sie haben in allen Teilen unrecht. Sie hätten nur dann recht, wenn der Besitzwechsel von einigen Quadratkilometern Landes im Kriege diesen entscheiden würde. Das ist aber nie der Fall, sonst wäre es zum Beispiel 1918 zu einem andern Kriegsende gekommen. Unsere Lage als Besitzer der Alpenpässe ist so stark wie nur je, wenn wir nur die Rolle als Besitzer und Hüter derselben ausüben *wollen*, unser Herz nur an das Wesentliche und nicht an das Unwesentliche hängen und die Kraft dazu besitzen, und diese wiederum nicht verzetteln, sondern auch für das Wesentliche einsetzen.

Weder die Zahl noch die Bewaffnung allein entscheiden

Haben wir diese Kraft?

In den Frühjahrstagen 1940 gab es Leute, die, erschreckt durch die wuchtigen Schläge, welche in Frankreich fielen, sich ängstlich fragten, ob die Kraft, die der modernen Kriegsmaschine innewohne, nicht unwiderstehlich sei, ob es überhaupt eine Möglichkeit gebe, sich zur Wehr zu setzen, ob es ein Mittel gebe, im sogenannten Blitzkrieg zu bestehen.

Ich gebe zu, dass derjenige, der die Geschehnisse rein äußerlich betrachtet, und insbesondere derjenige, welcher Reporterberichte, die seine Zeitung unbeschen, mindestens aber nicht kommentiert, bringt, unkritisch statt abwägend liest, zum Urteil kommen konnte, dass es gegen die Stosskraft von Panzerdivisionen, gegen die Zerstörungskraft der Bomber und Stuka keine Existenzmöglichkeit mehr gebe, dass gegen den sogenannten Blitzkrieg kein Kraut gewachsen sei. Wer jedoch ruhig abwägt, den Ursachen der Geschehnisse, den Gründen von Niederlage und Sieg nachgeht, kommt zu einem Urteil, das ganz anders lautet. Er kommt auf alle Fälle zum Schluss, dass für uns Widerstandsmöglichkeiten, wenn wir sie nur ausnützen wollen, durchaus bestehen. Um das zu beweisen, will ich auf die Ursachen der Ereignisse dieses Frühjahrs

und Sommers soweit eintreten, als dies notwendig erscheint, damit man mir nicht den Vorwurf einer unbewiesenen Behauptung machen kann.

Zunächst stelle ich fest, dass der kriegerische Erfolg durchaus nicht allein abhängt von der *Zahl der Einheiten* oder von der *Bewaffnung*, über welche diese oder jene Partei verfügt. Wohl ist es sehr nützlich, eine grössere Zahl von Bataillonen oder eine bessere Bewaffnung zu besitzen. Dafür, dass dies allein jedoch nicht den Ausschlag gibt, dafür gibt uns die Kriegsgeschichte aller Jahrhunderte zahlreiche Beispiele. Denken Sie nur an unsere eigene Kriegsgeschichte. Morgarten, Sempach, Laupen, Näfels, Giornico usw. waren Blitzkriege, in denen eine *Minderheit* einer zum Teil vielfachen Übermacht vernichtende Niederlagen beibrachten. Wie wäre es möglich gewesen, dass im 18. Jahrhundert Friedrich der Grosse Preussen gegen Oesterreich und Russland hätte behaupten können, wenn allein die Zahl ausschlaggebend gewesen wäre. Im August 1870 behauptete sich ein einziges deutsches Korps bei Mars-la-Tour gegen die ganze Armee Bazaine. Hätte das alte Oesterreich im Mai 1915 beim Eintritt Italiens in den ersten Weltkrieg die Bilanz auf Grund von Zahlen gezogen, so hätte es sofort kapitulieren müssen. In Wirklichkeit leisteten aber im ersten Abschnitt des Krieges an der Tiroler- und Kärntnerfront rund 100 Bataillone, in der Hauptsache Standschützen, also nach körperlicher Eignung und nach der Zusammensetzung der Jahrgänge das, was wir in unsrern bewaffneten HD-Kompagnien haben, fast ohne Artillerie gegenüber dem mehrfach überlegenen Feind erfolgreichen Widerstand. Wenn in zahlreichen Kämpfen der Jahre 1914/1918 in Flandern, bei Arras, an der Sôme, in der Champagne und bei Verdun Deutsche einerseits, alliierte Truppen anderseits den Durchbruch, den der Gegner erstrebte, immer wieder und dies bis in den November 1918 hinein, verhinderten, so kann man das, wenn nur die Zahlen verglichen werden, nicht begreifen, denn die

Engerlinge vor Gericht

Eine Plage folgt der andern: « In dem Jahre 1478 wuochsend gar vil Würmen, die man nennt Enger in dem Erdrich, auch in allen Matten, Garten, Welden, Böimen und Krütern umb die Stadt Bern darzue in der ganzen Eidgenoßschaft. Die taten gar merklichen Schaden an Korn, Höw, Aempt, Weiden und andern Nahrungen, dass menglich davon erschrocken und damit bekümbert. Und beschach durch den Herrn Bernharden Schmid, Lütpriester zuo Bern, dis nachgeschriben Ermahnung an offnem Kanzel vor gemeinem Volk: Du unvernünftige und unvollkomne Kreatur mit Namen Enger, nun hastu mit dinem Anhang grossen Schaden getan im Erdrich und uf dem Erdrich. Nu solt ir am 6. Tage nach diser Exekution, so es eins slacht, gen Wiblisbury kommen üch ze verantworten, oder durch üwren Fürsprecher Antwort zue geben vor minem gnedigen Herren, Bischof von Lau sanne. »

Eine Zitation der Enger vor geistliches Gericht! Wir stehen hier, weil uns Heutigen der Zugang zum Verständnis dieser Dinge durch die Vernunft verrammelt ist, kopfschüttelnd vor einer der sonderbarsten Erscheinungen des Mittelalters. Aus dem Misserfolg der Prozedur zog der damalige Mensch meist auch einen ganz andern Schluss, als wir aufgeklärte Moderne es tun würden: « Die Verkündungen ützit (nichts) haben erschossen; dann dass der allmechtig Gotte üns die Plage umb ünser Sünden willen hat geben, damit wir gebessert wurden. »

Eine kleine Episode aus der « Schweizergeschichte in einem Band », von Ernst Feuz, die soeben in unserm Verlag erschienen ist, siehe Seite XX.

Krise in diesen Kämpfen wurde auf beiden Seiten vom Verteidiger immer und immer wieder durchgehalten mit Kompanien gegen Regimenter, mit Bataillonen gegen Divisionen.

Nicht anders 1940. Das Durchhalten der deutschen Gruppe Narvik ist für den, der nur Zahl gegen Zahl setzt, ebenso unfasslich, wie das Ausharren derjenigen Franzosen, welche ein Stück der Maginotlinie südlich der Saar noch während Tagen über den Beginn des Waffenstillstandes hinaus hielten, trotzdem sie, allseitig umschlossen, in aussichtsloser Lage waren. So wenig wie die Zahl allein entscheidet, so wenig tut dies für sich allein die *Bewaffnung*. 1870 hätte es Deutschland nicht auf den Krieg ankommen lassen dürfen, wenn es, materiell abwägend, Bewaffnung gegen Bewaffnung gesetzt hätte. Die französische Armee besass das moderne Chassepotgewehr, welches bedeutend weiter schoss, als das deutsche Zündnadelgewehr, was zur Folge hatte, dass die deutsche Infanterie in ihren Angriffen immer eine erste Strecke im feindlichen Infanteriefeuer zu durchlaufen hatte, ohne selbst das Feuer erwidern zu können. Trotzdem siegte in jenem Krieg die deutsche Armee.

Als 1917 erstmals die Franzosen bei Cambrai mit einer grössern Zahl von Tanks angriffen, besassen sie in diesen Tanks die modernere Bewaffnung, welcher der Verteidiger noch keine eigentlichen Tankabwehrwaffen entgegensezten konnte. Sicher war für die deutsche Armee der Tank bei Cambrai die viel grössere Überraschung, als dies bei noch so massenhaftem Auftreten dieser Maschinen 1940 für irgend jemanden der Fall sein konnte. Trotzdem war das Ende der Schlacht nach ersten Anfangserfolgen eine vollständige Wiederherstellung der Lage durch den Gegenangriff der Verteidiger.

Auch 1940 war das im Grunde nicht anders. Wenn es Leute gibt, die glauben, nur der Tank habe den Ausschlag gegeben, so kann heute schon, trotzdem wir

naturgemäß noch nicht über sehr viel Unterlagen verfügen, die eine umfassende Auswertung aller Details gestatten, festgestellt werden, dass dies durchaus *nicht* der Fall war. Zahlreiche Flussübergänge in Holland, Belgien und Frankreich, unter andern auch derjenige bei Breisach über den Rhein, wurden zunächst ohne Tanks durch Infanterie, Artillerie und Pioniere erkämpft.

Wenn wir so aus der Kriegsgeschichte herauslesen, dass die Zahl und die Bewaffnung allein für sich den Ausschlag nicht geben und den Ursachen nachgehen, warum denn so oft die *kleinere* Zahl und die *nicht* ganz erstklassige Bewaffnung gesiegt, oder mindestens erfolgreichen Widerstand geleistet haben gegenüber der *grössern* Zahl und der *besseren* Bewaffnung, so müssen wir feststellen, dass grundlegend für den kriegerischen Erfolg massgebend sind die *soldatischen Eigenschaften* von Führer und Truppe, *Disziplin* und *Ordnung*, der *Wille* zum Kampf, die *Fähigkeit*, die zerstörende Wirkung des Krieges zu ertragen, die *Bereitschaft* zum Sterben, kurz gesagt diejenige *moralische* Verfassung und Haltung, welche den *letzten Einsatz* für die Heimat ermöglicht. Nur das Vorhandensein dieser Eigenschaften auf der einen, das Fehlen derselben auf der andern Seite erklärt uns kriegerische Vorgänge, für die uns die *mathematische* Rechnung nicht aufgeht, wenn wir nur Zahl gegen Zahl setzen. Das ist 1940 nicht anders geworden. Wohl war die personelle und materielle Übermacht auf Seiten der deutschen Armee. Das allein erklärt aber die Vorgänge, die sich vor unsren Augen abrollten, niemals allein. Sie können nur verstanden werden, wenn man die moralischen Faktoren mitbewertet. Und hier ist festzustellen, dass eindeutig die *bessere Disziplin*, die *grössere Einsatzbereitschaft*, der *schärfer ausgeprägte Kampfwille* bei Führer und Truppe, die *bessere Kampfmoral* gegen die schlechtere Kampfmoral gesiegt haben.

Der moralische Faktor

Ich verzichte darauf, auf die innenpolitischen Vorgänge einzutreten, die *mit* zu diesen Verhältnissen geführt haben. Sie gehören nicht in den Rahmen des mir gestellten Themas. Wohl aber will ich zwei Faktoren herausgreifen, welche wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der Moral hatten. Beide gehen auf den Krieg 1914/18 zurück. Dieser Krieg hatte — an sich sehr verständlicherweise — zur Folge eine tiefe Abscheu vor dem Krieg. Dieser Zustand gab nun den Nährboden ab für die Entwicklung von Gedankengängen, die grosse Gruppen von Menschen moralisch unfähig machten, einen neuen Krieg zu bestehen. Man entwickelte Grundsätze, die einen Krieg unmöglich machen sollten. Man stempelte den Krieg an sich zu etwas, das auf *alle* Fälle und in jeder *Lage* verabscheuwürdig, unmenschlich sei. Man ging aus diesen Überlegungen heraus so weit, dass für gewisse Leute jeder, der überhaupt noch von Landesverteidigung sprach oder auch nur daran dachte, als Verbrecher erschien. Dabei übersah man vollständig, dass man lediglich theoretisierte, dass man ernsthaft nichts tat, um die tatsächlichen Ursachen künftiger Auseinandersetzungen zu beseitigen, dass neben diesen Bestrebungen zur Vermeidung des Krieges die Diplomatie in ihrem Anstreben von wirtschaftlicher und politischer Macht und der Festigung derselben munter weiterging. Man übersah, dass die Zeit noch nicht gekommen war und sicher noch in weiter Ferne lag, welche einen Krieg unmöglich machte. Man übersah, dass man mit der *totalen* Verwerfung des Krieges an sich den Bürger *unfähig* machte auch für den *reinen Verteidigungskrieg* um die Existenz und Freiheit seiner Heimat. Dieser Entwicklung erlag mehr als ein Volk, und zwar nicht nur von der Seite der materiellen Vorbereitung der Landesverteidigung, sondern ebensosehr von der geistigen und moralischen Seite gesehen.

BLITZLICHTER AUS DER SCHWEIZERGESCHICHTE

Warum wir eine Eidgen. Techn. Hochschule, aber Kantonale Universitäten haben

Auch die Versuche, die idealeren Bestrebungen der 48er Verfassung zu verwirklichen, die Bemühungen um die Vertiefung eines schweizerischen Nationalbewusstseins, wie man dies durch die Schaffung einer schweizerischen Universität zu erreichen hoffte, scheiterten und brachten damit manchen, die im Sturme zu ernten hofften, eine Enttäuschung. « Die eidgenössische Universität, an welcher die studierende schweizerische Jugend aller Gau, aller Sprachen und beider Konfessionen sich die Bruderhand gereicht hätte, erschien uns als das sicherste und schönste Pfand nationaler Einigung », sagt ein Hauptförderer des Gedankens, Alfred Escher von Zürich, nach dem Scheitern des Planes, fährt aber fort: « Wenn wir aber auch diesem Bedauern unverhohlenen Ausdruck geben, so erheischt es hinwieder die Gerechtigkeit, anzuerkennen, dass die Bundesversammlung durch Errichtung einer polytechnischen Schule eine sehr schöne Anstalt ins Leben gerufen und einen bedeutenden Schritt auf der Bahn getan hat, welche dem uns vorschwebenden Ziele zuführt. »

Dem Polytechnikum stand eben nicht der Argwohn der weltanschaulichen, konfessionellen, sprachlichen und politischen Sondergruppen entgegen, es entsprach mehr dem praktischen und nüchternen Sinn der Schweizer und kam zudem dem Zuge der Zeit in weit höherem Masse entgegen als eine Universität, und der war ein technischer.

Eine kleine Episode aus der « Schweizergeschichte in einem Band », von Ernst Feuz, die soeben in unserm Verlag erschienen ist, siehe Seite XX.

Daneben wurden, speziell von französischen und englischen Fachleuten, ganz falsche Schlüsse in bezug auf die Kriegsführung selbst gezogen. Befangen von vierjährigem Stellungskrieg 1914/18 an der Westfront glaubte man an die entscheidende Wirkung des materiellen *Beharrungskriegs* und der Verteidigung. Aus diesen Überlegungen heraus entstand die *Maginotlinie*, die neben andern in ihrer Auswirkung einer der Hauptfaktoren der französischen Niederlage wurde. Milliarden französischen Volksvermögens wurden in die Werke der genannten Linie hineingesteckt. Bei jeder Gelegenheit wurde auf die Stärke dieses Systems hingewiesen. Man weckte im französischen Volk die Idee, dass das Land, geschützt durch seine Ostfestungen, von den Schrecken des Krieges verschont bleiben würde. So wurde nach und nach die Maginotlinie zum Inbegriff der Landesverteidigung. Sie war im französischen Denken nicht mehr eines der Mittel des Krieges, sie war die Landesverteidigung schlechthin. Für den französischen Soldaten aber war die Maginotlinie mit ihrem Stahl und Beton der Schutz, hinter dem er, ohne allzu grosses Risiko für sein Leben und in weitgehender Sicherheit, den Krieg überdauern werde. Die französische Führung aber wurde in grossen Teilen der Armee in den starren, methodischen Begriffen des Festungs- und Stellungskrieges erzogen.

Man kann sich ohne grosse Phantasie vorstellen, wie es auf die Moral des französischen Volkes wirken musste, als die Maginotlinie als Inbegriff der Sicherheit und einziger wirksamen Landesverteidigung plötzlich, weil umgangen, so gar keine Rolle spielte. Man kann sich vorstellen, welche Welt für den französischen Soldaten zusammenbrach, wie er moralisch unvorbereitet war, als ihm plötzlich zugemutet wurde, ohne den Schutz des Stahls und Betons der Maginotlinie dem Gegner im freien Feld entgegenzutreten. Man kann sich auch, ohne Fachmann zu sein, vorstellen, was es für diejenigen der französischen Führer, die im starren, un-

beweglichen Maginotdenken erzogen und geübt waren, bedeutete, nun plötzlich auf den Bewegungskrieg, der *grösste* gedankliche Bewegungsfähigkeit und eine ausserordentliche Beweglichkeit des technischen *Kommandoapparates* verlangt, umstellen zu müssen.

Es ist keine Übertreibung, wenn man feststellt, dass grosse Teile des französischen Volkes, der Armee und der Führung nicht so sehr dem sogenannten Blitzkrieg, sondern dem Krieg an sich moralisch und geistig nicht gewachsen waren. Wenn man unter Blitzkrieg vor allem das Tempo der Aktionen versteht, so kann man den ersten Feldzug 1914 in Frankreich genau so als Blitzkrieg bezeichnen, wie die Feldzüge von 1940. 1914 traten die deutschen Armeen nach beendigtem Aufmarsch in Belgien und Luxemburg am 18. August den Vormarsch an. In den ersten Septembertagen, also rund 14 Tage nach Beginn des Vormarsches — fünf Wochen nach Kriegsbeginn — stand die Armee von Kluck bereits südöstlich Paris, hatte die Marne überschritten und strebte der Seine zu. 1940 wurde die Grenze am 10. Mai überschritten; fünf Wochen später, am 14. Juni, fiel Paris.

Sie sehen aus diesem Vergleich, dass der Blitzkrieg nichts Neues ist. Das französische Volk war aber 1940 im Gegensatz zu 1914 diesem seelisch nicht gewachsen. Der französische Soldat war als Soldat 1914 moralisch befähigt, notfalls für sein Land zu sterben. 1940 war er im Durchschnitt gesehen nicht mehr Soldat. Er war nur noch Mechaniker, Handwerker, der die komplizierte Maschinerie der Maginotlinie sicher recht gut zu bedienen wusste, was sicher nützlich hätte sein können, aber deshalb überflüssig und unnütz war, weil er nicht über die handwerklichen Eigenschaften hinaus und vor allem andern auch noch die soldatischen Eigenschaften besass. 1914 hatte das zähe Beharrungsvermögen eines Joffre, der unerschütterliche Wille eines Foch, die Verbissenheit eines Galliéni, der als alter Mann, aber mit jugendlich heissem Her-

zen in Paris auf die günstige Gelegenheit zum Angriff lauerte — einer langen Serie von Niederlagen getrotzt und die Lage schliesslich gemeistert. 1940 waren die auf passives Abwarten, auf das blosse Auffangen feindlicher Stösse eingestellten französischen Führer geistig der Lage nicht gewachsen. Die Maginotlinie strahlte eben ihrer ganzen Natur nach bei der Bewertung, die man ihr gab, eine Atmosphäre der Passivität aus. In diesem Dunst der Passivität erstickten die *aktiven* Anlagen in der Seele von Führer und Truppe. Weil man sich ihr ergab, die Tätigkeit der Truppe vielerorts daher in nichts als Abwarten bestand, nicht intensiv gearbeitet wurde, erstickte zum Teil vor dem Krieg, zum Teil im Winter 1939/40 vielerorts auch die Disziplin, die Grundlage jeden soldatischen Handelns. Sie erstickten im Abwarten, im Nichtstun.

Unsere Lage ist nach wie vor stark

Die Überbewertung der Technik und die vollständige Vernachlässigung der Pflege der moralischen Faktoren war es wohl auch, welche zur Folge hatte, dass das französische Offizierskorps in seinen unteren Graden zum Teil versagte. Wenn man hört, dass französische Offiziere im Gespräch erklären, Ordnung, Disziplin, innerer Dienst, Pünktlichkeit, sogar die Ausbildung in den kleinen Details sei ausschliesslich Sache der Unteroffiziere; sie hätten sich um Mann und Pferde im Grunde im Frieden nur bei Geländeübungen, im Krieg nur im Gefecht zu kümmern, dann versteht man, dass die Befähigung zum Durchhalten kritischer Situationen nicht mehr existierte.

Ganz anders die deutsche Armee. Sie lesen in Zeitungsberichten von der fabelhaften technischen Ausrüstung und Organisation auf allen Gebieten. Sie lesen, wie seit der Wiederaufrüstung des Dritten Reiches eine vollständig moderne Armee aufgestellt worden sei. Sie lesen aber nicht, dass diese vollständig neue Armee in dem Sinne eine sehr alte Armee ist, als sie in den wesentlichen Dingen in ihrem Auf-



E. Staub

Federzeichnung

bau ausgesprochen konservativ handelte. Wohl wurde mit aller Energie die technische Ausrüstung forciert. Wohl wurden rücksichtslos die alten äussern Formen den Bedingungen der neuen Technik, der Wirkung der Waffen und der Ausnützung dieser Wirkung angepasst. Daneben hielt man aber ebenso zäh am Alten fest, soweit dieses Alte wesentlich war. Man hatte den Begriff der *guten und gesunden Tradition* über alles gestellt, derjenigen Tradition, die nicht an äussern, oft lächerlichen Formen hängt und darob den Geist vergisst. Und als wesentlich waren erkannt und werden daher hochgehalten die Begriffe der soldatischen Ehre, des Pflichtgefühls, der Disziplin, der Ordnung und Zucht. So stand gegenüber einer moralisch zu wenig geschulten und zu wenig einsatzfähigen Armee eine Armee, welche in Disziplin, Einsatzbereitschaft und Aktivität des Handelns bis auf ein Maximum erzogen und geschult

worden war. Das Resultat kennen wir alle. Nicht die deutsche Kriegsmaschine hat gesiegt, wie dies gewisse Berichterstatter schreiben. Gesiegt haben Maschinen, bedient aber durch Soldaten, und nur deshalb, weil es Soldaten waren, die mehr besitzen als blosse handwerkliche Fähigkeiten.

Was nun in allen Zeiten bis in die Feldzüge des Jahres 1940 hinein gegolten hat, gilt auch für alle Zukunft und damit auch für uns. Wir müssen uns klar vor Augen halten, dass der jetzige Krieg, auch wenn er seinerzeit von unserer Grenze wieder weggerückt ist, noch nicht zu Ende ist. Wir haben wiederholt schon erlebt, wie sprunghaft er bald da und bald dort aufflackert. Ob er nicht auch uns in seinen Strudel hineinzieht, wissen wir nicht. Wir haben also keinen Grund, in unserer Wachsamkeit irgendwie nachzulassen, und derjenige, der Berücksichtigung seiner privaten Ansprüche verlangt, als ob nichts geschehen wäre, handelt sehr wenig im Interesse des Landes.

Wachsam sein, die Dinge erkennen, wie sie sind, und sich nach den Gegebenheiten richten, heisst aber nicht, das Vertrauen verlieren oder kopflos handeln. Dafür liegt kein Grund vor.

Ich habe ausgeführt, dass unsere operative Lage im Grunde und im wesentlichen unverändert ist. Sie bleibt nach wie vor stark.

Die Verantwortung für die Enkel

Wir erkennen aus der Kriegsgeschichte aller Zeiten, dass die *Zahl* ein Faktor ist, nicht aber *der* Faktor. Was das *Material* anbetrifft, so ist festzustellen, dass unsere Armee zu allen Zeiten die Qualität hochhielt. Das ist auch jetzt der Fall. Ich verweise als Beispiel nur darauf, dass unsere Tankabwehrwaffe, die Infanteriekanone, fast das doppelte Kaliber und damit eine viel grössere Wirkung hat als das in Frankreich im Gebrauch gewesene Modell. Die Quantität des Materials nimmt dauernd zu. Zudem kämpfen wir in einem *Gelände*, das die

Wirkung der modernen Kampfmittel, die von vielen sehr stark übertrieben wurden, nicht voll zur Entfaltung kommen lässt.

Der *Panzer* ist auch heute noch weitgehend vom Gelände abhängig. Wir haben in der Schweiz nirgends ein Gelände, das für die Tanks das leichte Manövriergelände nach Gangbarkeit, Steilheit und Zahl der Höhenzüge, Bedeckung durch grosse Waldgebiete darstellt wie die weiten offenen Ebenen Nordfrankreichs, die von Höhenzügen durchzogen sind, die wir kaum als Hügel anzusprechen gewohnt sind. Der *Flieger* ist, wenn er Einzelziele treffen will, und es sich nicht darum handelt, in einem grossen Flächenziel, wie in einer grossen Stadt, einfach irgendwo zu treffen, gezwungen, tief herabzustossen. Je tiefer die Taleinschnitte, desto schwieriger dieser Tiefflug, wenn er überhaupt möglich ist.

So sehen wir, dass die Einsatzmöglichkeiten dieser Waffen gegen uns begrenzt sind. Aber auch da, wo sie eingesetzt werden, ist die Wirkung dieser Mittel, materiell gesehen, verhältnismässig gering. Ein Tank, der rüttelnd und schüttelnd durchs Gelände fährt, hat so wenig Treffchancen wie ein amerikanischer Gangster, der aus einem fahrenden Auto heraus auf eine Polizeipatrouille schiesst. Beim Flieger nimmt mit steigender Flughöhe die Wahrscheinlichkeit, dass er ein Einzelziel, also einen Kampfstand oder ein bestimmtes Haus in einer Ortschaft oder Strasse trifft, rapid ab.

Viel grösser als die materielle Wirkung ist die *moralische Wirkung*. Wie weit die gehen kann, wenn die nötige Kampfmoral fehlt, zeigt die Kapitulation der holländischen Armee, die am vierten Tag des Krieges die Waffen streckte, nicht weil sie materiell erschöpft war, sondern weil sie moralisch der Lage nicht mehr gewachsen war. In ihrer merkantilen Denkart besorgt, dass einige Städte zerstört werden könnten, von der moralischen Wirkung des Panzers und des Fliegers erschüttert, kapitulierte sie. Wie wenig, militärisch gesehen, Gründe für die Kapitulation vorhanden waren, zeigt

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Müscherli us Vorträege: (züritütsch)

Falsch + Richtig

- De prueffsuusüebende Künstleren isch es es Bedürfnis öppis zur Unterhaltig byzüüre.
 - + Die, wo Chünschtler sind vo Prueff, möchtid au gern öppis zum Beschte gëe (oder: zur Unterhaltig byträäge).
- Mer lehrt nie richtig schiesse, wämer...
 - + Mer lehrt nie rächt schüuisse, wämer...
- Es laat sich nur mache na de Gsetze der Wirklichkeit.
 - + Es laat si nu uf em natürliche Wäag mache (oder au:)
 - + Es laat si nu uf Grund von Taatsache mache.
- De Vatter hät syn Bueb nach vorne gschickt.
 - + De Vatter hät syn Bueb voruuus gschickt.
- Das Produkt bestaat us...
 - + Das Fabrikaat isch zämegsetzt us...
- Es git Ding, dene mir machtlos gägenüber stönd.
 - + Es chan öppis vorchoo, won ales weere degäge nützt.
- Ich chan mi deshalb nur uf wenig Byspiil beschränke.
 - + I cha wägedesse nu e paar Byspiil zäige (oder:) aagëe.
- De Schwyzertütsch-Aabig isch gfyret worde.
 - + De Schwyzertütsch-Aabig isch abghalte worde (aber:)
 - + De Giburtstaag, d Verlobig, s Hoochsig, s Nöijaar u. a. isch gfyret worde; d Familie hät de Wienechtaabig dihäime gfyret.

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zollikerberg, Zürich.

die offizielle Verlustliste, die 2890 Gefallene aufweist, eine Zahl, die kleiner ist, als die Zahl der Gripptoten der Schweizerarmee im Jahre 1918.

So konzentriert sich die Frage, ob wir unsere Mission, Hüterin der Alpenpässe zu sein, die, von der technischen Seite aus betrachtet, lösbar ist, darauf, ob wir die Moral besitzen, die nötig ist, um im Kampf zu bestehen.

Wenn wir in der Armee das Soldatentum pflegen, das nur durch harte Arbeit erworben werden kann und nur bei straffer Disziplin standhält, um die moralischen Einflüsse der Waffenwirkung zu überwinden, dann werden wir der materiellen Wirkung nicht erliegen.

Wenn jeder einzelne in unserm Volk mit heissem Herzen die Idee des Kampfes um unsere Selbständigkeit höher stellt als die Liebe zum Geld und zu Vermögenswerten, die im Krieg zerstört werden können, dann braucht uns nicht bange zu sein. Wenn wir die Einsatzbereitschaft aufbringen, die der Kampf um die Freiheit erfordert, dann brauchen wir auch vor dem Krieg Typ 1940 nicht zurückzuschrecken, ihn als etwas anzusehen, das uns doch keine Chance lasse und deshalb zwecklos sei.

Wenn wir aber diese Frage positiv beantworten, dann müssen wir, um jeden Einbruch in die moralische Bereitschaft und um jede Einzelzelle möglicher künftiger Panik auszumerzen, jeden als Defaitisten brandmarken, der aus merkantilen Erwägungen heraus den Nutzen eines Widerstandes bestreitet oder auch nur bezweifelt.

Dass eine andere als eine positive Antwort auf die Frage der Einsatzbereitschaft nicht möglich ist, ist selbstverständlich für jeden, der seine Heimat liebt. Sie muss für uns so selbstverständlich sein, wie für das finnische Volk. Auch der Kampf jenes Volkes war für den Materialisten, den reinen Zahlenmenschen, ein hoffnungsloses Unternehmen. Trotzdem wurde er unternommen und endigte ohne

Niederlage. Trotz der vielfachen Übermacht der Russen hielten die Finnen durch. In keinem Moment nahm der Kampf die Form des sogenannten Blitzkrieges an, weil die Finnen restlose Einsatzbereitschaft und unzerstörbare Moral entgegensezten der Überlegenheit, der Zahl und des Materials, so zum leuchtenden Vorbild werdend für jedes kleine Volk, das nicht gewillt ist, sich in die lange Reihe der Kapitulierenden des Jahres 1940 einzureihen.

Aber auch dann, wenn unsere Lage aussichtslos wäre, was sie, die nötige Moral und Einsatzbereitschaft vorausgesetzt, nicht ist, müssten wir kämpfen und dürften nicht kapitulieren. *Eine Generation hat nicht nur über ihr eigenes Schicksal zu bestimmen, sie hat auch die Verantwortung für die nachfolgenden Generationen.* Verzicht jetzt hiesse Verzicht auf immer. Schläge das Pendel der Geschichte früher oder später nach der andern Seite aus, so würden wir als Provinz vielleicht unter andere Herrschaft kommen, nie aber unsere Selbständigkeit wiedergewinnen. Auch hier lehrt uns die Geschichte, dass für Völker, die nicht dekadent waren und welche nur nach hartem Kampf untergingen, früher oder später immer wieder die Stunde der Freiheit schlug, im Gegensatz zum bleibenden Untergang dekadenter, nicht um ihre Freiheit kämpfender Völker. Auf dem Nährboden des vergossenen Blutes, der gebrachten Opfer, wächst der Wille zum moralischen Durchhalten, auch in der Zeit der Unterdrückung. Aus ihm erwächst die Kraft zur neuen Selbständigkeit im periodischen Umbruch der Geschichte. Fehlt dieser Nährboden, so werden wir zur Grenzprovinz und erleiden das Schicksal einer solchen bei jedem Wechsel der Geschichte.

Ich schliesse mit dem Bekenntnis zum Mahnsatz des Höhenweges der Landesausstellung 1939: Die Schweiz kann sich verteidigen, wenn sie nur will und füge bei: *Sie muss sich verteidigen aus dem moralischen Gesetz der Selbstachtung und der Verantwortung für die nachkommende Generation.*